

dtv

Philosophie als Lebenskunst: Wie kann man die Ideen und Vorstellungen der großen Denker für die Probleme des täglichen Lebens nutzen? Präsentiert werden vier Beispielgeschichten von Menschen, die nach Sinn und Orientierung suchen, mit ihrem Schicksal ebenso hadern wie mit ihren Mitmenschen, unter Einsamkeit, Unzufriedenheit, einem Gefühl der Leere oder einem diffusen Zorn leiden, Angst vor der Zukunft haben. Die Lehren bedeutender Philosophen von Parmenides bis Emmanuel Lévinas werden daraufhin beleuchtet, was sie zur Lösung des jeweiligen Problems beitragen können. Der Kurzvita des Philosophen folgt eine knappe, anschauliche Darstellung seiner Hauptideen und dann die Anwendung auf den konkreten Fall. Durch die chronologische Vorgehensweise entsteht zugleich ein Überblick über die wesentlichen Strömungen der Philosophie von der Antike bis in die neueste Zeit. Die Lösungswege sind sehr einleuchtend und bieten eine Fülle von Denkanstößen für den eigenen Alltag.

Dr. phil. Andreas Mussenbrock, geboren 1962 in Langen bei Darmstadt, studierte Philosophie, Indologie, Politikwissenschaften und Publizistik an der Universität Münster. Promotion in Philosophie mit einer Dissertation über Parmenides. Er ist Lehrbeauftragter für Philosophie, Mitglied der Internationalen Gesellschaft für Philosophische Praxis (IGPP) und betreibt seit 2002 eine philosophische Beratungspraxis (Website: www.hentopan.de).

Andreas Mussenbrock

Termin mit Kant

Philosophische Lebensberatung

Deutscher Taschenbuch Verlag

Die in diesem Buch geschilderten Fälle beruhen zwar auf tatsächlich in einer philosophischen Praxis vorgetragenen Problemstellungen, die Geschichten sind jedoch rein fiktiv. Jede Ähnlichkeit mit realen Personen ist nicht beabsichtigt und wäre rein zufällig.

**Ausführliche Informationen
über unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

Originalausgabe 2010

2. Auflage 2010

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München 2010

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Lisa Helm unter Verwendung von Motiven aus dem Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz und von gettyimages

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Bembo BQ von Linotype

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34581-1

Für
Marile und Thomas

*In der Weise seines philosophischen Lebens
liegt die Zukunft des Menschen.*
Karl Jaspers

Inhalt

<i>Einleitung – Worum es geht</i>	9
<i>Annegret</i>	15
Parmenides – Das Sein ist die Wahrheit	18
Heraklit – In Bewegung bleiben	25
Sokrates – Nichtwissen macht glücklich	30
Platon – Die Sonne und das Sein	37
Aristoteles – Verwirkliche, was in dir steckt	43
<i>Gerhard</i>	51
Epikur – Die Lust und das Glück	54
Plotin – Das Eine ist genug	61
Aurelius Augustinus – Der Zweifel ist gewiss	68
Meister Eckhart – Sein lassen	77
<i>Tobias</i>	87
Nikolaus von Kues – Sein können	90
Blaise Pascal – Das Herz der Wahrheit	100
Baruch de Spinoza – Cauter! Vorsicht!	111
Gottfried Wilhelm Leibniz – Das Böse ist der Preis der Freiheit	120
Immanuel Kant – Glück und Pflicht	132
<i>Claudia</i>	147
Friedrich Nietzsche – Werde, der du bist	150
Martin Heidegger – Der Ruf des Seins	164
Albert Camus – Stein und Sein	178
Emmanuel Lévinas – Odysseus gegen Abraham	191
<i>Schlussbetrachtung – Erkenne dich selbst!</i>	203
<i>Anhang</i>	
Danksagung	209
Anmerkungen	211
Literaturverzeichnis	215

Vorwort zur 2. Auflage

Erfreulicherweise geht ›Termin mit Kant‹ binnen kürzester Zeit in die 2. Auflage, was mir die Gelegenheit bietet, einem Missverständnis in Bezug auf die Titelwahl entgegenzutreten. Obwohl wir Kant im Titel führen, soll damit keinesfalls eine Vorliebe des Autors für den Königsberger Philosophen zum Ausdruck kommen. Alle 18 vorgestellten Philosophen werden im gleichen Umfang angesichts ihrer diagnostischen und therapeutischen Fähigkeiten gewürdigt. Es ist ein erklärtes Anliegen des Buches, dem Leser unbelastet von etwaigen Präferenzen des Autors die Entscheidung selbst zu überlassen, welchem Philosophen er sich eher anvertrauen würde.

Herrn Reinhard Gilster bin ich für den Hinweis zu Heideggers Sohn Hermann dankbar. Tatsächlich wusste Heidegger bereits frühzeitig angesichts der wahren Vaterschaft Bescheid. Dieser Fehler wurde korrigiert. Ansonsten bleibt die 2. Auflage gegenüber der ersten unverändert.

Münster, im April 2010

Andreas Mussenbrock

Einleitung – Worum es geht

Kann Philosophie ein Therapeutikum sein? Ist sie geeignet, den heutigen Menschen in seiner Suche nach Sinn und Orientierung zu unterstützen? Dieses Buch bietet einen Gang durch die Philosophiegeschichte unter diesem Gesichtspunkt. Ausgewählt wurden 18 Philosophen, die gemeinhin als bedeutend gelten. Sie kommen angesichts der (fiktiven) Beispielgeschichten von vier Menschen zu Wort, die so oder ähnlich in einer philosophischen Praxis Beratung suchen könnten.

Erkenne dich selbst ...

... stand über dem Eingangportal des Apollon-Tempels in Delphi. Diese Aufforderung haben sich die Philosophen jener Tage zu eigen gemacht, und sie gilt seither als der zentrale Anspruch von Philosophie überhaupt. Alles Denken ist also erst dann wirklich Philosophie, wenn es dem Zweck dient, sich selbst zu erkennen. In diesem Sinne ist jeder Mensch ein Philosoph, sobald er beginnt, über sich selbst und sein »In-der-Welt-Sein« nachzudenken.

Ein solches Nachdenken erfordert Zeit und Mut. Zeit, weil alles Wesentliche und Wichtige in unserem Leben einer langsamen Reifung unterliegt. Einer Langsamkeit, die der zeitfressenden Hektik der alltäglichen Geschäftigkeit widerspricht. Mut, weil alles Nachdenken über uns selbst immer bedeutet, unbekannte Wege zu beschreiten, die ins Ungewisse weisen. Für solche Wege gibt es keine Wegweiser, keine Lehrbücher, die man notfalls zu Rate ziehen könnte. Selbst ein kundiger Führer kann allenfalls ein Begleiter sein, aber niemals die Richtung vorgeben. Wir wären also allein, auf uns selbst gestellt, auf unbekanntem Terrain mit unbekanntem Ziel. Eine echte Zu-Mutung im wahrsten Wortsinn.

Warum aber sollte sich ein Mensch einem solchen Risiko aussetzen und darüber hinaus derart viel Zeit in ein Aben-

teuer investieren, dessen unmittelbarer Nutzen für ihn nicht nur nicht gleich greifbar, sondern dessen Ausgang selbst bei beherzter Anstrengung völlig ungewiss ist? Und vor allem: Ist es nicht geradezu unverantwortlich, ein Plädoyer für zeitraubende Selbstbespiegelungen zu halten im Hinblick auf die drängenden sozialen und ökonomischen Herausforderungen unserer Zeit, mit denen jeder auf die eine oder andere Weise im Alltag konfrontiert ist? Die Frage könnte aber auch anders lauten: Könnten die Probleme, mit denen wir heute zu kämpfen haben, nicht auch verstanden werden als das Resultat ausbleibender Selbstbesinnung?

Seiner selbst innezuwerden heißt immer, sich in gewisser Weise begrenzen zu können, heißt Räume entdecken und abstecken, in denen man zu Hause ist. Nur wer es mit sich selbst *aufzunehmen* weiß, wird in eine umgrenzende Selbstnähe gelangen, die es gestattet, sich selbst *anzunehmen*. Diese Selbstbejahung ist Grundvoraussetzung für ein Selbstvertrauen, das allein die moderne Tendenz unterbrechen kann, vor dem eigentlichen Leben in vielerlei Ablenkungen zu flüchten. Auch besteht in der Krise oftmals das Bedürfnis, sein Dasein materiell wie ideell sogenannten Fremdversicherern zu überantworten (Staat, Kirchen, Parteien, Vereinen etc.), um von ihnen Antworten auf drängende Lebensfragen zu erhalten. Es bewusst mit dem Dasein aufzunehmen, bedeutet, innezuhalten und so den Ort des Daseins zu erkennen und zu bewohnen. Dieses so *bewohnte* Dasein weiß mäßigend um seine Grenzen und setzt einen markanten Kontrapunkt gegen jede entgrenzende *Verwöhnung*. Selbsterkenntnis tut not. Sie kann eine der Voraussetzungen sein, im Sinne der so viel beschworenen *Eigenverantwortung* die Bedingungen zu schaffen, um auf die eigene Existenz auch wirklich eine *eigene Antwort* zu finden. Sie führt zur Entdeckung des Eigenen und lässt so ein Selbstbewusstsein aufleben, das der verwöhnenden Alimentierung von außen zugunsten einer Selbstermächtigung widersteht. Selbsterkenntnis lehrt uns, maßzuhalten und in der Selbstbejahung unsere Grenzen anzuerkennen, in denen so et-

was wie Bescheidenheit erst sinnvoll wird. Diese Bescheidenheit wäre dann wesentlich ein selbst gewähltes Ausscheiden des innehaltenden Menschen aus der oberflächlichen Besinnungslosigkeit, in der genug niemals genug ist. Es liegt auf der Hand: Ein Dasein ohne Besinnung ist sinnlos.

Selbsterkenntnis liefert keine vorhersehbaren, garantierten Resultate. Sie ist lediglich ein neuer Weg, auf dem wir die gängigen Pfade verlassen, die uns vielfach in eine Sackgasse geführt haben. Ein solcher Weg ist ein Wagnis, das einzugehen jedoch außerordentlich gewinnbringend sein kann.

*Was kann ich wissen? – Was soll ich tun? –
Was darf ich hoffen? – Was ist der Mensch?*

Mit diesen vier Fragen hat der große Königsberger Philosoph Immanuel Kant vor gut 200 Jahren die Grundgegebenheiten der menschlichen Existenz einzukreisen gesucht. Nach zweieinhalbtausend Jahren Philosophie- und »Selbsterkenntnis«geschichte scheinen wir heute von einer befriedigenden Antwort auf diese vier Grundfragen weiter entfernt zu sein denn je. Oder wie ist es sonst zu begreifen, dass heute so viele Menschen an einer umfassenden Sinn- und Orientierungskrise leiden? Es scheint, als würde mit jeder versuchten Antwort eine weitere Lawine von Fragen losgetreten, unter der der suchende und um Orientierung ringende Mensch am Beginn des dritten Jahrtausends zu versinken droht. Wohin sollen wir uns wenden, wenn Wissenschaft, Philosophie und auch die Religion gleich welcher Glaubensrichtung trotz aller Anstrengungen keine befriedigenden Antworten mehr auf die ersten und letzten Fragen des Menschen zu geben vermögen? Gehören die Tage alteuropäischer Weltgewissheit unwiderruflich der Vergangenheit an? Sind wir auf uns selbst gestellt, jeder Einzelne für sich, jenseits von Gut und Böse in einem Niemandsland, in dem nichts mehr dauerhaft gilt, was einst Geltung besaß und dafür sorgte, dass der Mensch über sich hinausblicken konnte auf etwas, das ihn trug und zugleich überstieg?

Der von Nietzsche verkündete Tod Gottes ist ein kategorialer Wendepunkt in der Geschichte der Philosophie mit grundstürzendem Einfluss auf die Zukunft des Menschen. Es geht schlicht darum, dass sich nach dem Tod Gottes der Mensch selbst anschickt, dessen verwaisten Platz einzunehmen. Was vorzeiten noch als Größenwahn gebrandmarkt wurde, ist heute in greifbare Nähe gerückt. Das Schöpfungsprivileg Gottes, eine der letzten Gewissheitsbastionen abendländischen Denkens und Glaubens, steht zur Disposition. Nicht mehr lange womöglich, und es wird fallen. »Hätten Sie Angst, unsterblich zu sein?«, lautet eine der Fragen, mit denen das Internetportal www.1000Fragen.de zum Mitdenken angesichts der Herausforderungen auf dem Gebiet der Bioethik aufruft.

Diese und ähnliche Fragen sind es, die den Menschen heute in eine umgreifende Verunsicherung treiben. Die Naturwissenschaften, insbesondere die Biotechnologie, gewinnen einen immer größeren Einfluss auf unsere globalisierte Welt, vermögen von sich aus aber kaum Orientierungshilfen in dieser Welt zu geben.

Können wir also angesichts der Herausforderungen, vor denen wir heute stehen, noch Antworten aus dem Fundus tradierter abendländischer Ethiken und Philosophien erwarten?

Was kann ich wissen? – Was soll ich tun? – Was darf ich hoffen? – Was ist der Mensch? Wenn wir uns heute, gut 200 Jahre nach Kant, unter radikal veränderten Bedingungen diese Fragen stellen, sollten wir die realistische Möglichkeit in Betracht ziehen, dass letztgültige Antworten ausbleiben. Denn eben auch dies ist ein Ausdruck unserer grundent hobenen Zeit, dass es auf Fragen, die in die Fundamente des Menschen zielen, prinzipiell keine einheitliche letztgültige Antwort gibt. Wenn dem so ist, welche Rolle kann dann die Philosophie heute überhaupt noch spielen? Welche Aufgabe soll sie übernehmen, wenn sie auf ihrem klassischen Betätigungsfeld, dem Formulieren von übergreifenden Sinn- und Wahrheitskategorien, in Verlegenheit geraten ist?

In den letzten Jahren ist bei einigen Philosophen die Tendenz spürbar, die Philosophie aus den Elfenbeintürmen altehrwürdiger Universitäten ins Alltagsleben hinauszuführen. Sie wollen, dass Philosophie praktisch wird. Das Denken soll zu einem gegenwartsoffenen Geschehen werden, das sich wieder in die Belange der Menschen verständlich einmischt.

Wie sollten aber diese Ansprüche in die Tat umgesetzt werden? 1982 kam der Philosoph Gerd Achenbach in Bergisch-Gladbach auf die Idee, eine Philosophische Praxis zu gründen. Sie war die erste ihrer Art überhaupt. Mittlerweile dürfte es im deutschsprachigen Raum gut hundert solcher Praxen geben. In Frankreich gewann diese Idee in Form von Philosophischen Cafés schnell an Boden. Anfang der neunziger Jahre etablierten sich die ersten Philosophischen Praxen in den Vereinigten Staaten. Dort entwickelten sie sich mehr und mehr zu einer Alternative im bunten Spektrum der psychotherapeutischen Angebote.

Alle Praxen verbindet, dass sie sich (mehr oder weniger stark) der sokratischen Methode verpflichtet fühlen. Wir erinnern uns: Sokrates hat auf den Straßen und Plätzen Athens Menschen angesprochen und sie in ein philosophisches Gespräch verwickelt. Er war eine Figur des öffentlichen Lebens, jeder konnte sich jederzeit an ihn wenden. Was der Philosophie und ihren Vertretern im Laufe ihrer Entwicklung zunehmend abhanden gekommen ist, repräsentiert Sokrates in vollendeter Weise. Sein Philosophieren vollzog sich in aller Öffentlichkeit und es fand in Form eines Dialoges statt. Öffentlichkeit und Dialogcharakter sind auch die beiden wesentlichen Merkmale, die Philosophische Praxen heute auszeichnen: Sie präsentieren sich als Institutionen im öffentlichen Raum, die jedem zugänglich sind, und sie vertrauen auf die Wirksamkeit eines philosophischen Gespräches. In diesem Sinne könnte man von einer Resokratisierung der Philosophie sprechen.

Es wäre gewiss interessant zu untersuchen, warum die Philosophie nach Sokrates sich mehr und mehr von den Straßen und

Plätzen zurückgezogen und in Akademien und Universitäten abgeschottet hat. Ohne uns hier mit dieser Frage auseinanderzusetzen zu können, wollen wir die Philosophiegeschichte so lesen, als habe es diesen Rückzug nicht gegeben. Wir stellen uns die Koryphäen der Zunft als philosophische Berater vor und präsentieren ihnen vier Klienten, wie sie in einer heutigen Philosophischen Praxis auftreten könnten. Dabei sollen die großen Denker ihre diagnostischen und therapeutischen Fähigkeiten unter Beweis stellen. Vorab werden sie kurz vorgestellt, ihr Leben und ihre Lehre knapp umrissen. Sie sollen der Reihe nach zu Wort kommen, das heißt, wir folgen der historischen Chronologie, beginnen also bei den Vorsokratikern und enden im Dschungel der Postmoderne. Apropos: Nur tote Philosophen werden zum Leben erweckt, denn die Lebenden können ja selbst noch zeigen, dass sie und ihre Philosophie offen sind für die Belange der Menschen unserer Zeit.

ANNEGRET

Annegret kam als zweites von vier Kindern in den frühen fünfziger Jahren in einem kleinen Dorf in Westfalen zur Welt. Der Vater arbeitete als Hilfsarbeiter in der Landwirtschaft, während die Mutter sich um Haushalt und Kinder kümmerte. Die Verhältnisse werden von Annegret als äußerst ärmlich beschrieben. Es reichte praktisch immer nur für das Allernötigste. Annegret erfuhr eine streng katholische Erziehung, wie es bis heute insbesondere in vielen ländlichen Gegenden noch üblich ist.

Im Alter von elf Jahren kam ihr älterer Bruder bei einem schweren Verkehrsunfall ums Leben. Die Mutter konnte den Tod ihres Erstgeborenen nicht verwinden und zog sich in der Folgezeit immer mehr aus der Familie zurück. Annegret, die selbst sehr stark unter dem Verlust ihres Bruders litt, musste von einem auf den anderen Tag in die Rolle der Mutter schlüpfen. Es wurde von ihr erwartet, fortan jene Aufgaben zu übernehmen, die die Mutter nicht mehr erfüllen konnte. Dabei war ihr der Vater keine Hilfe. Er hatte schon vor dem Tod seines ältesten Sohnes viel getrunken und griff nun noch häufiger zur Flasche. Der Vater wurde für Annegret lediglich ein Bedürftiger mehr, um den sie sich nun auch noch kümmern musste. Letztlich war er ein »peinlicher Schwächling«, für den sie sich schämte.

In jener Zeit brach Annegret mit dem naiven Glauben aus Kindertagen. Sie fühlte sich buchstäblich von Gott und der Welt im Stich gelassen. Den einzigen Rückzugsort von den bedrängenden häuslichen Verhältnissen bot ihr die Schule. Neben ihren familiären Pflichten konzentrierte sie sich daher ganz auf ihre schulischen Leistungen. Sie entwickelte einen geradezu mörderischen Ehrgeiz und schaffte den Sprung von der Realschule auf das Gymnasium, das sie erfolgreich beendete. Sie begann ein Studium und wurde Lehrerin. Diesen Beruf habe sie jedoch nicht aus Neigung ergriffen, sagt sie, sondern lediglich, um sich von ihrer ländlich-proletarischen Herkunft zu emanzipieren, die sie immer als beschämend empfunden habe.

Während des Studiums lernte sie ihren späteren Mann kennen, mit dem sie sich allerdings nur zusammengetan habe aus Angst, sonst »keinen mehr abzubekommen«. Die folgenden Ehejahre wurden eine einzige Tortur. Ihr Mann erwies sich als Tyrann, der keine Meinung neben der seinen gelten ließ. Gespräche endeten fast immer im Streit. Zu einer Trennung konnte sie sich nicht durchringen, sie wollte bei den Nachbarn nicht ins »Gerede« kommen. In einigen kurzlebigen Affären versuchte sie, heimlich ihren Ehefrust zu kompensieren.

Relativ spät, Annegret war bereits deutlich über vierzig, kam ihr erstes und einziges Kind zur Welt. Innerlich bereits von ihrem Mann geschieden, lenkte sie alle Energien auf diesen Sohn. Das fiel ihr umso leichter, als sie vermutete, dass ihr Mann sehr wahrscheinlich nicht der Vater des Kindes war. Als Vater infrage kam ein Nachbar, mit dem sie eine kurze Affäre hatte. Kurz vor der Volljährigkeit ihres Sohnes starb der Ehemann an einer Krebserkrankung. Bis zu seinem frühen Tod ließ Annegret ihren Mann darüber im Unklaren, was sie zu wissen glaubte. Ihrem Sohn verschweigt sie bis heute ihren Verdacht.

Annegret beschreibt ihre Situation als völlig aussichtslos. Sie blickt auf ein verpfushtes Leben zurück. Sie meint, immer benachteiligt worden, schlecht weggekommen zu sein. Sie hätte nicht das bekommen, was sie verdient habe, das Leben sei ungerecht. Schließlich habe sie immer nur Opfer gebracht, was ihr aber nie gedankt worden sei. Im Gegenteil, sie fühle sich vom Leben bestraft, ohne zu wissen wofür. Sie hat die vage Hoffnung, dass »endlich etwas passiert«, was ihrem Leben die entscheidende Wende geben könnte. Dabei denkt sie verbissen über Lösungen nach, aber alles Denken dreht sich ergebnislos im Kreis. Sie steht grübelnd am Ufer eines Flusses, der ihr eigener Lebensstrom ist, und beobachtet, wie ihr Leben unwiederbringlich an ihr vorbeirauscht.

Voller Neid blickt sie auf das Leben der »Anderen«, die es anscheinend besser getroffen haben als sie. Freunde hat sie nicht, zumindest nicht solche, mit denen sie über ihre Probleme sprechen könnte. Sie äußert immer wieder ihre Sehnsucht nach einer neuen Partnerschaft, aber den »Richtigen« kann sie eben nicht finden. Hin und wieder besucht sie einen Witwenkreis, aber auch dort bleibt sie

eine Außenseiterin. Dabei macht sie sich schwere Vorwürfe, dass sie den Tod ihres Mannes nicht betrauern kann. »Man muss doch trauern, wenn der Mann gestorben ist!« In diesen Augenblicken des Zweifels, der Selbstvorwürfe und des Misstrauens gegen sich und andere sehnt sie sich nach dem einfachen Glauben aus ihren Kindertagen zurück. Jetzt ist alles nur zweifelhaft und brüchig, es gibt schlicht nichts, was ihrem Leben Halt bieten kann. Auch ihr Sohn hat sich in letzter Zeit mehr und mehr von ihr zurückgezogen, was ihr völlig unerklärlich ist, zumal sie immer nur sein »Bestes« gewollt habe, wobei sie als Lehrerin besonders seine schulischen Leistungen zu optimieren versuchte.

Seit dem Tod ihres Mannes hat Annegret angefangen zu trinken. Sie hat ein Flaschenversteck im Keller angelegt. Immer öfter steigt sie heute in den Keller hinab, um heimlich dem Alkohol zuzusprechen. Immer wieder nimmt sie sich vor, alle Vorräte zu entsorgen. Es bleibt jedoch bei der Absicht.

Mit ihrer Frühpensionierung vor einigen Jahren und dem Tod ihres Mannes hat sie praktisch jede Aufgabe verloren. Seit einigen Monaten besucht sie einen Sprachkurs, um eine sehr entlegene Sprache zu erlernen. Zwar versucht sie damit ihre Zeit zu füllen, aber es erfüllt sie nicht. Sie langweilt sich durch ihre öden Tage, deren aufzehrende Gleichförmigkeit nur durch den Gang ins Kellerversteck unterbrochen wird.

Der einzige Lichtblick ist ihr kleiner Garten, in dem sie »ganz gerne« arbeitet, sofern es die Jahreszeit und das Wetter zulassen. Aber echte Befriedigung erwächst auch daraus nicht. Im Garten ist es eben nur weniger trostlos als sonst in ihrem Alltag.

Parmenides

Das Sein ist die Wahrheit

*Ein Gemeinsames ist es für mich,
von woher ich anfangte; denn ich werde
dorthin wieder zurückkommen.¹*

Leben

Über das Leben des Parmenides (um 515 v. Chr. – um 450 v. Chr.) wissen wir nicht viel. Die Zeit seines Wirkens dürfte um 480 v. Chr. liegen. Das griechische Koloniestädtchen Elea, das heutige Velia in Unteritalien, wird als seine Heimatstadt genannt, wo er in einem vornehmen Haus aufwuchs. Parmenides war vermutlich hauptamtlich als Richter tätig. Von den Gesetzen, die er seiner Heimatstadt gegeben haben soll, finden wir allerdings keine Zeugnisse. Als Philosoph stand er in Verbindung mit den Pythagoreern (den Schülern und Anhängern des Pythagoras). Der aus Kolophon stammende Philosoph Xenophanes gilt als sein Lehrer. Platon zufolge hat Parmenides in seinem 65. Lebensjahr Athen besucht. Philosophiegeschichtlich wird er zu den Vorsokratikern gezählt, also jenen Philosophen, die vor Sokrates wirkten. Mit Blick auf seine Heimatstadt Elea wird er heute auch als Vertreter der eleatischen Schule bezeichnet, deren bedeutendster Philosoph er ist.

Lehre

Die gesamte Philosophie des Parmenides liegt uns in exakt 161 Versen als ein fragmentarisches Gedicht vor. Wie zu jener Zeit üblich, gab auch Parmenides seiner Schrift den Titel »Über die Natur«. Das Gedicht startet unvermittelt, indem es den Leser zum Zeugen einer furiosen Wagenfahrt macht. An Bord befindet sich ein Jüngling, dessen Gefährt – von unbändigen Stuten in einer Art Geschwindigkeitsrausch gezogen – den Gefilden der unerbittlichen Göttin des Rechts, Dike, entgegenrast. Die Achse kreischt bereits in den Naben und glüht feuerrot, dass man

fürchtet, der Wagen nebst Jüngling müsse jeden Augenblick mit einem gewaltigen Krach auseinanderbrechen. Tatsächlich aber kommt der Wagen im Reich der Göttin unbeschadet zum Stehen. Ruhe kehrt ein, während Dike den Jüngling freundlich empfängt, seine Hand ergreift und ihn willkommen heißt. Im Folgenden offenbart sie ihrem jugendlichen Gast die Wahrheit, die in logischer Strenge geradezu stakkatoartig vorgetragen wird.

Der Dreh- und Angelpunkt des parmenideischen Weltverständnisses ist das Sein. Außer dem Sein – so das Zentrum seiner Lehre – kann es nichts geben. Das hört sich erst einmal recht einfach an. Es scheint ohne allzu große geistige Akrobatik einzuleuchten, dass eben nur das ist, was ist. Aber Parmenides wäre nicht einer der bedeutendsten Denker der antiken Philosophie, wenn er es mit dem Sein auf diesem recht überschaubaren Niveau hätte gut sein lassen. Von der Feststellung aus, dass es außer dem Sein nichts gibt, kommt er zu geradezu atemberaubenden Schlüssen. Er folgert, dass, wenn es nur das Sein gibt, alles aus dem Reich des Seins ausgeschlossen werden muss, was dem Begriff des Seins zuwiderläuft. Dabei hat er es besonders auf den Begriff des Werdens abgesehen. Alles, was sich im Vollzug des Werdens befindet, *wird* eben erst noch und kann deshalb nicht dem Sein zugeordnet werden. Parmenides geht mit glasklarer, messerscharfer Logik vor. Entweder etwas ist, oder es ist nicht. Sein oder Nichts, dazwischen kann es nichts geben. Das Werden fällt in diesem Sinne eindeutig ins Nichts. Parmenides spricht allem Werden jedweden Seinscharakter ab und erklärt es damit für nichtig. Es ist für ihn schlichtweg nicht existent. Mit dieser Position könnte man Parmenides als den Fundamentalisten unter den Ontologen (*on* = Sein; *logos* = Lehre) bezeichnen.

Ausgehend von der Nichtigkeit allen Werdens führt Parmenides seine Seinslogik auf eisige Gipfel. Wenn es das Werden in keiner Weise geben kann, so gilt dies logischerweise nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Vergangenheit und die Zukunft. Das Sein ist somit weder in der Vergangenheit irgend-

wie geworden, noch wird es in Zukunft erst noch werden. Das Sein schließt also nicht nur das Werden hier und jetzt, sondern auch alles Gewordensein kategorisch aus. In diesem Sinne hat das Sein keine Vergangenheit und keine Zukunft, ja die Überlegung geht so weit, dass es in Bezug auf das Sein so etwas wie Vergangenheit und Zukunft nicht geben kann. Das Sein ist konsequent aller Zeitlichkeit enthoben, für das Sein als solches gibt es keine Zeit. Das parmenideische Sein ist somit unvergänglich, unbeweglich, unveränderlich, es ist weder entstanden noch kann es vergehen. Wenn es außerhalb des Seins nichts gibt, so kann es auch keinen Anfang und kein Ende haben, denn dann müsste vor diesem Anfang und nach diesem Ende etwas liegen, was nicht das Sein ist, und das kann es, wie wir bereits wissen, nach Parmenides nicht geben.

In diesem Sinne ist das Sein auch nicht teilbar. Denn geteilt werden kann nur, was sich entweder von sich aus teilt oder von außen geteilt wird. Da es aber außerhalb des Seins nichts gibt, kann es nicht geteilt werden, und von sich aus kann es sich nicht teilen, weil es dazu in irgendeine Form der Bewegung übergehen müsste. So muss das Sein als ein unveränderliches, unteilbares Ganzes angesehen werden. Seine Einheit duldet keine Zweiheit. Das Sein ist nicht zählbar, es ist zahllos und zwar so, dass es im Bereich der Zahlen und des Zählbaren nicht vorkommt. Damit verbannt Parmenides alles, was irgend gezählt und damit geteilt werden könnte, ins reine Nichts. Daraus folgt, dass alle Wahrnehmungen wie Geschmack, Gerüche, Farben, Töne, Dinge als nichtig anzusehen sind. Denn sie alle sind veränderlich, teilbar und vergänglich. Wahrnehmungen sind bloße Meinungen der Menschen, denen keine Wahrheit innewohnt. Ausschließlich das Sein ist wahr, es ist mit der Wahrheit identisch.

Wie aber soll es dem Menschen gelingen, dieses Sein zu erkennen, wenn er sich auf seine Wahrnehmungen nicht verlassen darf? Gegen alle Wahrnehmung setzt Parmenides das reine Denken, denn alles Denken ist immer schon Denken